

Anna Theobald, eine Sängerin des Proletariats

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **4 (1910)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Theorie vom Rebellen Jesus völlig dahin. Die Mut der religiösen Führer der Juden, wie die Schonungsversuche des Pilatus, sind nicht mehr unbegreiflich, wenn Jesus eben nicht der Rebell gewesen ist, für den ihn Kautsky ausgibt, sondern der, als den ihn die Evangelien darstellen. Auch die Zuversicht, mit der Kautsky die Parteiverhältnisse der Juden als Klassengegenstände schildert, steht bei der unsichern Kenntnis der damaligen wirtschaftlichen Zustände auf schwachen Füßen. Für die proletarische Herkunft der Essenerkolonien gibt er keine Belege; aus ihrem Kommunismus allein oder ihrem Determinismus kann man unmöglich darauf schließen. Und die vorwiegend proletarische Zusammensetzung der Gemeinde von Korinth beweist noch nichts für die von Jerusalem. Diese war allerdings später verarmt, aber gerade die Erzählung der Apostelgeschichte von ihrem Kommunismus erwähnt, daß verschiedene ihrer Glieder Haus- und Grundbesitzer gewesen waren.

Doch damit ist erst die schiefe Konstruktion Kautskys zurückgewiesen. Aber wie weit ist das Christentum wirklich eine proletarische Bewegung gewesen? Die positive Darstellung ergibt sich am besten durch die Auseinandersetzung mit dem Buch eines andern Sozialdemokraten über den Ursprung des Christentums: Max Maurenbrecher „Von Nazareth nach Golgatha“ (Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe, 1909, 271 S. Preis Fr. 5. 40, geb. Fr. 6. 75). Er ist, wenn ich recht berichtet bin, ursprünglich Theologe. Er weiß auch, daß das Christentum in die Religionsgeschichte gehört. Nach ihm hat Jesus seine Bedeutung mehr durch das, was von ihm geglaubt wurde, als durch das, was er wirklich gewesen ist, erhalten. Maurenbrecher gehört deshalb zum Teil zu der zweiten Kategorie von Angreifern des geschichtlichen Jesus. Aber seine eigene Darstellung desselben gehört in die erste Reihe. Sein Buch ist auch viel ernster zu nehmen und wird der theologischen Forschung mehr Probleme stellen als Kautsky.

H. Liechtenhan.

(Fortsetzung folgt.)

Anna Theobald,

eine Sängerin des Proletariats.

Wie viele von unseren Lesern mögen wohl Anna Theobald kennen? Im Jahre 1898 ist von ihr ein bescheidenes Bändchen Gedichte erschienen.*) Sie haben freilich wenig Aufsehen erregt, obgleich sie es besser verdient hätten, als mancher Roman, von dem alle Welt redet. Denn sie sind echte Poesie, Zeugnisse einer edlen und tiefen Seele und Früchte vieler Schmerzen.

Denn auch darin ist die Verfasserin eine echte Dichterin, daß sie

*) Bei Mauatschal, Ebner & Cie. in Chur.

nicht von dieser Welt ist und darum auch auf dieser Welt nichts ihr eigen nennt, nicht Gut und nicht Glück, außer dem, was in ihrer Seele wächst und der Gabe, zu sagen, was sie leidet. Früh verwaist, ist sie über den Ozean getrieben worden und mehrere der Gedichte stimmen die Klage des Heimwehs an. Dann ist sie wieder zurückgekehrt und lebt nun seit manchem Jahr in einem Dorfe ihrer bündnerischen Heimat. Rauh ist der Pfad, den sie geht, steinig und kahl wie mancher Bergweg des Hochlandes, aber ihre Seele ist ungebeugt und ihr Blick sucht die Weite, wo — trotz allem — doch ein Sieg winkt.

Diese Elemente ihres Lebens kehren, wie sich von selbst versteht, in ihrer Poesie wieder. Die Berge des Bündnerlandes schauen ernst und hell in diese Lieder herein. Wir gehen mit ihr über die herbstliche Bergwiese am Waldbrand, schauen hinein in die Pracht des Alpenwinters und teilen mit ihr die Wonne des einziehenden Höhenfrühlings. Schon dieser Umstand gibt den Liedern etwas Großes. Für ihr Volk schlägt ihr immer noch warm das Herz, trotzdem sie von ihm wenig Gutes empfangen. Aber auch der Schmerz ihres Lebens klagt aus ihrer Dichtung, nicht aufdringlich, nur ganz leise, auch nicht sentimental, sondern in männlicher Herbheit. Und der Schmerz behält nicht das letzte Wort, sondern die Hoffnung, eine große, freudige Hoffnung.

Denn ihr ist eine Sonne aufgegangen über ihrem dunklen, sturmvollem und enttäuschungsreichen Leben, eine Sonne, die auch ihre Schmerzen vergoldet und sie trotz allem reich und froh macht: der Sozialismus. Ob schon nicht den Kreisen des Proletariats entstammend (ihr Vater war ein Naturforscher, dessen Name noch nicht vergessen ist) ist sie ein Herz und eine Seele mit feinem Wollen und Sehnen. Mit der ganzen Kraft und Glut, deren eine edle Frauennatur fähig ist, nimmt sie das soziale Evangelium auf und als ein leuchtender Springquell kommt es aus ihrem Herzen zurück. Auch mitten in ihren Naturschilderungen taucht fast immer dieses Eine auf, das sie ganz erfüllt. Wie bei anderen Dichtern Leid und Lust der Liebe der Mittelpunkt sind, um den sich Fühlen und Schauen bewegen, so bei ihr die Sehnsucht nach dem Tag der Erlösung der leidenden Brüder. Ob sie dem Brausen des Föhnsturmes lausche oder über die blühende Maienwiese schreite, ob die Neujahrglocken ihre Stimme erheben oder der Specht im Walde hämmere — immer hört sie die gleiche Botschaft heraus, von der ihre Seele lebt. Man könnte an Anna Theobald lernen, wenn man es nicht sonst wüßte, wie der Sozialismus als ein neues Evangelium auch über Herzen kommen kann, die von ihm direkt nichts zu erwarten haben, um sie zu bewegen in allen Freuden und Schmerzen lebendiger Religion. Daß die soziale Hoffnung auch ihr zu einer Verjüngung des alten Evangeliums geworden ist, beweist u. a. das Gedicht: „Religion“. Besonders ergreifend dünkt es mich immer, wie ganz frei von jedem Ton der Verbitterung oder des Neides

die vom Leben so stiefmütterlich Behandelte die Sache des Proletariats darstellt. Sie überstrahlt sie förmlich mit dem Adel einer hochgesinnten Frauenseele. Nicht dem Neid entstammt die „neue Lehre“, nicht unreine Hände sollen die heilige Flamme hegen, ein mächtiges „Empor!“ ist sie für Alle.

Schon dieser soziale Inhalt ihrer Poesie sollte der Dichterin eine größere Aufmerksamkeit gewinnen. Man sammelt heute so eifrig die Zeugnisse von einem neuen Fühlen und Denken, wie's sich in der Arbeiterbewegung entwickelt. Hier nun ist zwar keine geborene Proletarierin, aber eine Dichterin, die durch des Lebens Not und Sehnsucht zur Sozialdemokratin geworden ist und in der Gedankenwelt des Proletariats lebt. Auch das ist an sich schon ein Dokument — und dazu sind es ja immer die Dichter, die dem, was selbst nicht reden kann, eine Sprache geben.

Es widerstrebt mir eigentlich, noch ein Wort von dem ästhetischen Wert dieser Gedichte zu sagen, die sich ja nicht als „Kunst“ geben, sondern als Rufe zum Kampf und als Bekenntnisse schweren Erlebens. Aber ein paar Worte darüber sind gerade darum nötig, damit der Leser, der vielleicht, durch diese Zeilen veranlaßt, zu dem Bändchen greift, nicht durch ästhetische Schwierigkeiten sich abhalten lasse, zu dem Besten vorzudringen, was es ihm geben kann.

Ich halte Anna Theobald für eine wirkliche Dichterin. Alles, was sie sagt, ist erlebt und geschaut; da ist keine Phrase, keine bloße Anempfindung oder Nachempfindung. Da ist alles eigenes Gut. Sie erinnert auffallend an eine andere Dichterin, mit der sie auch sonst einige Verwandtschaft zu haben scheint: Annette Droste-Hülshoff. Wie diese hat sie etwas Herbes, Männliches, Knappes, das oft ins Harte und Dunkle übergeht. Freilich erreicht sie nicht ihre Höhe, vielleicht weil die Rauigkeit des Lebens den Wuchs ihres Geistes verkümmern ließ. Es finden sich auch in vielen Gedichten, oft auch in den schönsten, Härten und Unbeholfenheiten, die eine feilende Hand beseitigen sollte und auch könnte. Aber keines ist feicht oder leer. Immer ist Lebensblut und Eigenart darin. Ihre Bilder sind oft äußerst anschaulich. Man vergleiche z. B. folgende Strophe aus „Winter Sonnenwende“:

Im Schatten liegt das weiße Wiesental,
Denn hinter Tannen floh der Sonne Licht,
Hielt zögernd an, Apollos Wagen gleich,
Den festgeknüpft der helle Tag am Fels
Mit goldenen Schnüren an des Waldbaums Ast;
Er räumt sein Roß, wenn er ein Stündchen weilt.

So schaut nur ein echtes Dichterauge. Naturschilderungen gelingen ihr überhaupt besonders gut. Wie wuchtig erdröhnen die erste und letzte Strophe ihres Liedes vom „Föhn“:

Ich komme vom Süden gezogen,
Wo rötlich die Mandel erblüht;
Mein Wort erbraust wie Wogen;
Ich komme vom Süden gezogen,

Auf Schwingen hergeflogen,
Die brennender Purpur umglüht.
Ich komme vom Süden gezogen,
Wo rötlich die Mandel erblüht.

So leg ich in Tausend der Herzen
Das Sehnen nach Freiheit hinein;
Sie glühen hell wie Kerzen;
So leg ich in Tausend der Herzen
Erkenntnis ihrer Schmerzen,
Erwachen und zündenden Schein.
So leg ich in Tausend der Herzen
Das Sehnen nach Freiheit hinein.

Ich will mit diesen Zeilen mich nicht als „Entdecker“ dieser Dichterin rühmen. Dieses Verdienst dürften vielmehr diejenigen Arbeiterblätter in Anspruch nehmen, die ihren Gedichten seit vielen Jahren Aufnahme gewährt haben, besonders der verstorbene einstige Redaktor des „Grütlianners“, Hans Mettler, ihr bündnerischer Landsmann und väterlicher Freund. Ich möchte auch nicht ein zu großes Wesen aus ihr machen, sondern nur, einen längst gehegten Vorsatz ausführend, ein wenig mithelfen, daß ihr Gerechtigkeit werde und etwas von jenem Echo auf ihr Schaffen, das ein Dichterherz so schwer entbehren kann. Ihre Gedichte sollten, gefeilt, vermehrt und anders geordnet, neu herausgegeben werden. Sollte sich dafür nicht eine Buchhandlung finden, vielleicht die des Grütlivereins?

Wer sich durch diese Zeilen bewogen fühlt, das Bändchen zu kaufen, der möge darin nicht in erster Linie einen leichten ästhetischen Genuß suchen. Sie fordern Vertiefung, wiederholtes Lesen. Schließlich freilich kommt auch ein ästhetischer Genuß heraus — aber noch etwas Wertvolleres: die Vertrautheit mit einer starken und tiefen Menschenseele und einem schweren, aber tapfer getragenen Menschenlos.

L. Kagaz.

Soziale Rundschau.

Die Allgemeine Frauenschule. Eine der Andachten Naumanns schildert den Besuch der wohlbehüteten, lieben Tochter aus dem reichen Hamburger Alsterquartier bei ihren Sonntagsschulkindern im Hinterhaus der Altstadt. Es ist kein Kilometer Entfernung zwischen beiden Häusern, aber zwei Welten sind es hier und dort. Die junge Tochter möchte den Kindern gern etwas sein; sie wird auch herzlich empfangen — aber sie ist nicht oberflächlich genug, sich an dem guten Eindruck genügen zu lassen, den ihr Erscheinen gemacht hat. Kann man das, was sie eben getan hat, christliche Liebe nennen? Um diese Leute lieben zu können, müßte man mit ihnen leben! „Mutter, kann man eigentlich reich sein und arme Leute lieb haben?“ Endlich findet sie Beruhigung in dem Gedanken: „Ist nicht der Glaube Frieden